

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

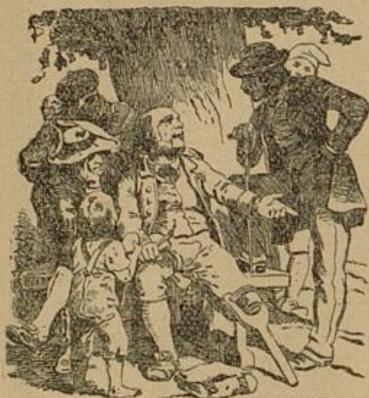
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1926.



Im vorigen Jahre ist der Hintende einmal auf einem hohen Schweizer Berge gestanden. Trotz seines Stelzfußes ist er hinaufgekommen. Er hat freilich viel Schweißtropfen dabei vergießen müssen. Am Abend ist er hinaufge-

kommen und hat in einer Berghütte übernachtet. Am anderen Morgen, noch in der Dunkelheit, ist er dann zum Gipfel hinaufgeklettert, um den Sonnenaufgang zu erleben. Aber mit dem Sonnenaufgang war es nicht viel. Aus allen Tälern ist der Nebel getrocken und hat mit seinem weißen Mantel die ganze Bergherrlichkeit zugebedeckt. Da sind wir Bergsteiger gestanden und haben gewartet, bis ein Windstoß käme und den Nebel auseinander triebe. Der Wind ist freilich gekommen, aber den Nebel hat er nicht ganz wegscheuchen können. Sondern der Nebel war eigenartig. Wenn der Wind ihn auf der einen Seite weggeblasen hat, ist er auf der anderen Seite um so trotziger wieder gekommen. Und da hat sich den Schauenden ein eigenartiges Bild geboten. Mit einemmal ist ein weißer Gipfel aus dem Nebel fliegen aufgetaucht, von der Sonne überleuchtet, leuchtend in hellem Gold. Die schwarzen Felsen haben aus den blinkenden Schneefeldern herausgeschaut wie finstere Augen aus einem lachenden Gesicht. Dann ist der Nebel schnell wieder darüber gefahren und hat den Schleier über dies Antlitz gezogen. So ging es eine ganze Stunde lang: Wechsel zwischen dem Blick auf strahlende Berghäupter, auf grüne Matten tief unten, auf leuchtende kleine Seen in den Talgründen — und dann wieder die graue Hülle, in der die ganze Pracht verschwunden ist. Rätselvolles Spiel zwischen Licht und Nacht!

Da hat der Hintende an sein Heimatland gedacht mit all seinen Sorgen und Hoffnungen, mit seinem Arbeiten und Ringen, mit seinem Streiten und Versöhnen, und ihm war, als ob dies Spiel zwischen Helle und Nebeldunkel ein Bild sei für die Geschichte seines deutschen Volkes.

Gerade so ist es dann auch in Wirklichkeit gekommen. Ausblicke und Durchblicke auf lichte Seiten — und dann wieder Nebelgewoge, das diese Durchblicke im Hui zugebedeckt hat. Wechsel zwischen Hoffnung auf einen sonnigen Tag und dem Untergehen dieser Sonnenblicke in dichter, schwerer, undurchdringlicher Finsternis.

Der erste Sonnenblick, der dem deutschen Volk aufgestrahlt ist, hat dem Hintenden schon geleuch-

tet, als er den vorjährigen Kalender schrieb: das war die Hoffnung auf eine Verständigung Deutschlands mit seinen Gegnern, vor allem mit Frankreich. Was der Hintende schon im Vorjahr gesagt hat, das bekennt er auch dies Jahr: die beiden Nachbarvölker, Deutschland und Frankreich, müssen einmal den Weg zur Versöhnung finden. Sie sind ja aufeinander angewiesen. Wenn man Seite an Seite steht, darf man sich nicht ewig mit den Schultern stoßen und an den Armen packen und einander zuschreien: „Geh weg, du! Ich will an deinen Platz.“ Oder, wie die Franzosen sagen: „Ote-toi, que je m'y mette!“ Sonst gibt es nur eine ewige Raubgalerie mit blutigen Köpfen, zerbrochenen Rippen und einem verzweifeltsten Herzen. Und heraus kommt dabei: nichts! Gar nichts, als Tränen, Blut, zerschossene Städte, verwüstetes Land. Die beiden Völker sind von unserem Herrgott mit besonderen Gaben gesegnet. Das französische Volk mit einer geistigen Beweglichkeit, mit einer Liebenswürdigkeit und Anmut, mit einer Lebendigkeit des Schaffens, das es viele Jahrzehnte lang zum Liebling von Europa gemacht hat. Der Hintende erinnert sich noch der Zeit, in der Paris die Hauptstadt der Welt genannt worden ist, weil alle Hochgebildeten, alle Künstler, alle Freunde eines feinen Lebensgeschmacks dort ihre Schule durchgemacht haben. Und unser deutsches Volk mit seiner tiefen Geistigkeit, mit seiner Fähigkeit und Beharrlichkeit in der Arbeit, mit der Gabe des philosophischen



Mitten aus dem Nebelgewoge hat sich ein leuchtender Berggipfel gezeigt.

Denkens, mit einer großen Reihe von erfinderischen Köpfen, so daß einmal ein Stolzer gesungen hat, es werde am deutschen Wesen noch einmal die Welt genehen! Was wäre das für ein Gedanke, wenn diese beiden Völker im Austausch ihrer besonderen Gaben miteinander leben könnten, anstatt mit finsternen Augen und mit finstrem Mißtrauen gegeneinander zu schauen, immer die Fäuste geballt zu einem neuen Kampf! Das wäre der Friede von Europa, wenn die beiden Nachbarn das Kriegsbeil begraben wollten und

die Friedenspfeife rauchen, wie die Indianerstämme einst, von denen der Hintende in seinen Knabenjahren mit glühendem Kopf gelesen hat.

Es gibt ja freilich viele in Deutschland und viele in Frankreich, die sagen: „Das wird niemals geschehen! Denn schon seit tausend Jahren geht der Streit hin und her über den Rhein hinüber. Darum wird er auch nie aufhören!“ Allein der Hintende denkt an ein Wort, das während des Weltkrieges gesprochen worden ist, und das eines der wahrsten Worte gewesen ist mitten in den vielen Lügen und Redensarten, die man damals gemacht hat: „Man soll niemals — niemals jagen!“ Was Jahrtausende lang Jertum gewesen ist, braucht nicht Irrtum zu bleiben. Im Gegenteil! Man möchte nicht mehr auf der Erde sein, wenn man nicht glauben könnte, daß schließlich doch einmal die Wahrheit siegen wird. Und die Wahrheit heißt nicht „Beizen und Fressen“, sondern „Verstehen“!

Drum hat der Hintende es mit einem Herzen voll heißer Hoffnung begrüßt, als man hörte, es soll eine Zusammenkunft der führenden Staatsmänner der bisherigen Feindestaaten stattfinden, in der man sich einmal darüber aussprechen wolle, ob nicht eine Verständigung zwischen den Völkern möglich wäre. Das war doch ein Sonnenzipfel, der aus dem Meer des Nebels aufgetaucht ist, unter dem ganz Europa seit mehr als zwei Jahrzehnten leuchten muß. „Deutschland hat eine Friedensoffensive großen Stiles begonnen“, hat der deutsche Außenminister Stresemann im Juli im deutschen Reichstag gesagt. Und es hat sich bald gezeigt, daß Deutschland in dieser ganzen Bewegung zum Weltfrieden die schwersten und größten Opfer zu bringen hatte. Denn eine Zusammenkunft der Staatsmänner von Europa ist nur möglich gewesen, wenn sich Deutschland auf den Boden des Vertrags von Versailles stellte. Das heißt, wenn Deutschland nicht mehr von der Rückgabe von Elsaß-Lothringen redete. Denn die Franzosen verlangten „Sicherungen“, die sie gegen einen Angriff von seiten Deutschlands schützen sollten. Wertwürdig! Frankreich starrt bis an die Zähne von Waffen. Deutschland hat nur seine hunderttausend Mann Reichswehr. Frankreich hat schwere Kanonen, ein Fluggeschwader von zehntausend Flugzeugen, Tanks, Unterseeboote, Giftgase von allen Sorten — Deutschland darf gar keine Militärflugzeuge halten, keine schweren Geschütze gießen. Und doch! Immer wieder heißt es dort drüben über dem Rhein: „Wir wollen gesichert werden gegen Deutschland!“ Mit Recht hat ein deutscher Staatsmann gesagt: „Und wer gibt Deutschland Sicherungen gegen Frankreich?“ Als ob der Wolf sich fürchten müsse vor dem Lamm! Und dennoch hat Deutschland eingewilligt, das Menschenmögliche zu tun, um die Franzosen zu beruhigen. Aber so ist es eben in der Welt! Wenn Frieden werden soll, muß immer einer den Anfang machen. Und ausgerechnet Deutschland, das bis vor wenigen Jahren als der „Weltstörenfried“ verhasst worden ist, hat diesen Anfang gemacht. Das ist kein schlechtes Zeichen für dies deutsche Volk, meint der Hintende. Und es wäre an der Zeit, daß einmal die anderen Völker sich das merken sollten. So ist denn am 5. Oktober zu Locarno die Versammlung der

Minister von Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Italien zustande gekommen. Der Italiener hat sich sehr zurückgehalten. Er wollte auch „Sicherungen“. Er meinte, Deutschland müsse ihm die Garantie geben, daß die neue Grenze, die Italien bis zum Brenner in Tirol hineingezogen hat, in Ewigkeit bestehen müsse. Da aber hat der deutsche Minister gesagt: „Halt, Alterle! Das geht uns nichts an. Das ist die Sache von Oesterreich. Und wir können nichts verschenken, was anderen Leuten gehört!“ Drum hat der Italiener eine Grimasse gemacht, und, obwohl man extra für den Italiener das Städtchen Locarno gewählt hat, weil der Diktator Mussolini gesagt hatte, er könne nicht zu weit außer Landes gehen, ist der Gewaltige doch nicht selber gekommen, sondern hat seinen Außenminister Scialoja geschickt. Von England ist Chamberlain gekommen, von Frankreich Briand, von Belgien Vandervelde. Deutschland hat gleich zwei seiner bedeutendsten Männer geschickt: Den Reichszugler Luther und den Minister Stresemann. Dieses Locarno ist einer der schönsten Plätze in der ganzen Welt, am Lago Maggiore, der früher Langensee geheißt hat, gelegen. Es gehört zur Schweiz, die sich riesig viel darauf eingebildet hat, den Gastort für diese weltgeschichtliche Tat herzugeben. Ja, wenn es nur eine weltgeschichtliche Tat geworden wäre! Aber der Hintende mußte sehen, wie die Nebel sehr rasch sich über den goldenen Sonnengipfel hergewälzt haben. Zwar hat man die Deutschen sehr nobel empfangen. Sie haben davon erzählt, mit welcher „ungewöhnlichen Freundlichkeit“ und „biederer Herzlichkeit“ die früheren Feinde ihnen entgegengekommen sind. Man hat bis zum 16. Oktober beraten. An diesem Tag, dem Geburtstag Chamberlains, hat die Schlußsitzung stattgefunden. Denn der Engländer war der „Hauptmacher“, der — das muß ihm der Hintende lassen — mit einer außerordentlich geschickten Hand die Fäden geleitet hat, die mehr als einmal sich zu verwirren drohten. Und man hat von allen Seiten wunderschöne Reden gehalten über diesen Vertrag, der „weder Sieger noch Besiegte“ kenne, sondern die Geschichte Europas auf vollkommen neuen Boden gestellt habe. Sehen wir einmal zu, was in diesem Vertrag bestimmt worden ist. Das erste war der sogenannte Rheinpakt: der bestimmte, daß die Grenzen, die jetzt zwischen Deutschland, Belgien und Frankreich bestehen, als unverletzlich anerkannt werden, und die vertragschließenden Parteien verbürgen sich gegenseitig dafür, daß sie unverletzlich bleiben. Also ade Elsaß-Lothringen und Eupen-Malmédy! Dann beschloßen die Vertragsschließenden, daß die Bestimmungen des Versailler Vertrags über das Rheinland, die „entmilitarisierte Zone“, in verbürgter Geltung bleiben sollen. Das will sagen, daß das linke Rheinufer, soweit es Deutschland gehört, und ein Streifen von 50 Kilometer auf dem rechten Rheinufer weder Befestigungen erhalten darf, noch eine Streitkraft, sei es auch nur vorübergehend, aufnehmen darf. Die ehemals gewaltigen Festungen von Köln, Koblenz, Mainz, die Deutschlands Schutz waren gegen einen Angriff von Westen her, sind für immer geschleift. Kein Manöver darf dort jemals stattfinden. Und

schließlich verpflichten sich Deutschland, Frankreich und Belgien, in keinem Fall zu einem Angriff oder zu einem Einfall oder zu einem Krieg gegeneinander zu schreiten. „Nie wieder Krieg!“ sollte es von jetzt an heißen. Ausnahmen wurden freilich zugelassen: vor allem ein Verteidigungskrieg! Der kann schon losbrechen, wenn Deutschland im Rheinland militärische Streitkräfte zusammenziehen sollte. Dann hat Frankreich das Recht, sofort über Deutschland herzufallen. Eine weitere Ausnahme ist — ein Strafrieg, der vom Völkerbund beschlossen wird. Wie denn überhaupt die drei Nachbarreiche sich verpflichten, alle Fragen, die sie entzweien könnten, auf friedlichem Wege zu schlichten: entweder durch Schiedsrichter, Vergleichskommissionen oder durch den Völkerbundsrat. Sollte eine Verweigerung dieses Schiedsgerichtes eintreten, so würden die Völker, die nicht in den Streit verwickelt sind, die Bürgschaft dafür übernehmen, daß das sich weigernde Volk zur Rechenschaft gezogen werde. Ebenso wurden dann in zweiter Linie Verträge mit Polen und der Tschechoslowakei geschlossen. Das Ganze hatte nur dann einen Sinn, wenn Deutschland dem Völkerbund beitreten würde. Denn nur so konnten etwaige Zwistigkeiten, die sich zwischen den Vertragsschließenden ergeben würden, wirksam geschlichtet werden! Daher bestimmte auch der Artikel 10 des Vertrags, daß Deutschland Mitglied des Völkerbundes werden solle. Das war für Deutschland sehr verhängnisvoll, weil im 16. Artikel der Satzungen des Völkerbundes bestimmt ist, daß sich die Völkerbundsstaaten an jedem Strafkrieg beteiligen müssen, den der Völkerbund beschließt. Und da haben die deutschen Staatsmänner die Frage aufgeworfen: „Wie kann das entwaffnete Deutschland bei einem solchen Krieg mitwirken? Wird nicht unserem Volk etwa die Herstellung von Munition, die Lieferung von Lebensmitteln, das Stellen von Mannschaften zugemutet werden? Und wird nicht, wenn etwa ein Krieg zwischen Völkerbund und Rußland entsteht, Deutschland das Kriegsgebiet werden? Wer bürgt uns dafür, daß nicht die fremden Armeen durch unser Land marschieren?“ Auch da hat der findige Kopf Chamberlains eine Beruhigung gefunden: Deutschland solle nur „nach Maßgabe seiner militärischen Leistungsfähigkeit“ zu einem solchen Kriege herbeigezogen werden. Das wurde an den Vertrag angeheftet als ein besonderes Schreiben. Aber der Hintende schüttelt doch darüber den Kopf. Denn es ist nichts davon gesagt, daß durch Deutschland kein Durchmarsch fremder Truppen gestattet werden darf, so wie es der Schweiz gewährleistet wird. Und das winzige Tröstlein, daß man den Deutschen noch gegeben hat, daß auch die anderen Völker abrüsten würden und ja dann die Gefahr des Krieges immer mehr schwinde — ist — wie man ehemals, als es noch Fürstenhöfe gab, zu sagen pflegte — ein Hoftröst. Darauf ist kein Pfifferling zu geben! Wenn man das ganze Vertragswort überlegt, so ist es, als ob Deutschland auf dem Altar des Weltfriedens seine beiden großen Opfer, das Elsaß und das Rheinland, niedergelegt habe, während die Priester des Völkerbundes diese Opfer sehr wohlgefällig entgegengenommen haben,

ohne daß sie selbst irgendein nennenswertes Opfer dagegen gebracht haben. Wird dies große Opfer, das Deutschland gebracht hat, wirklich den Weltfrieden verbürgen, wenigstens für die kommenden Jahrzehnte — nun, dann ist es nicht umsonst gebracht. So schwer es auch ist! Aber die Franzosen pflegen zu sagen: „Qui vivra, verra!“ „Man wird sehen!“ Wenn nur die Fortsetzung des Sprüchleins nicht zur Wahrheit wird: „Man wird



Deutschland hat auf dem Altar des Weltfriedens zwei liebe Kinder als Opfer niedergelegt.

sehen, hat der Blinde gesagt, was der Lahme tut!“

Viel ist auch in Locarno von den „Rückwirkungen des Vertragswerkes“ gesprochen worden. Aber im geschriebenen Vertrag steht nicht viel von diesen Rückwirkungen drin. Man hatte den Deutschen die Zunge lang gemacht, indem man in Aussicht stellte, die Zahl der Truppen, die im Rheinland liegen, sollte sehr wesentlich herabgesetzt werden. Nur so viele fremde Truppen sollten im Rheinland behalten werden, als früher deutsche Soldaten in den dortigen Garnisonen gelegen seien. Und der Hintende hätte es seinen lieben Landsleuten im Rheinland von Herzen gegönnt, wenn sie endlich sich etwas mehr hätten rühren können in ihren engen Behausungen, die von den Fremdlingen beschlagnahmt sind. Auch hatte man ein liebliches Liedlein davon gesungen, daß die Besatzungsfristen abgekürzt werden können. Und wie hofften die geplagten Leute im Rheinland auf den Tag, an dem sie wieder eigene Herren auf ihrem eigenen Grund und Boden sein würden!

Aber das liebliche Lied, das zu Locarno gesungen worden ist, erinnert den Hintenden an die Studenten, die singen:

„Lustig singen die Gesellen,
doch — es ist ein falsches Lied!“

Sehr viele von allen den lichten Hoffnungen, die wie zarte Lustgespinne über dem blauen Seespiegel von Locarno geschwebt haben, sind jedenfalls noch nicht in Erfüllung gegangen.

Man hat in preisenden Reden von dem „Geist von Locarno“ gesprochen, mit dem ein ganz neuer

Abchnitt der Weltgeschichte beginnen werde. Der englische Minister Chamberlain ist bei seiner Rückkehr wie ein Triumphator der alten Zeit gefeiert worden von König, Bürgerschaft und Parlament. Aber der Hintende kann sich nicht helfen: es ist ihm zumute wie damals, als ihm sein Vater sagte: „Wenn ein Gegner von ehemals bei der Versöhnung jubiliert, hat er gewonnen und du verloren!“ Dem Hintenden war der Jubel beim Bantett in Guildhall in London zu laut, als daß er glauben könnte, die Deutschen dürften sich ganz restlos über das Vertragswerk von Locarno freuen. Als dieser englische Minister sagte: „Diejenige Nation, die den in Locarno geschlossenen Frieden stört, wird der Fluch der ganzen Welt treffen,“ hat er ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Denn der Friede ist eben noch nicht geschlossen. Es ist ein Anfang gemacht — aber auf den Fortgang harren wir alle noch einstweilen mit großem Sehnen.

In Deutschland hatte der Vertrag von Locarno ein fatales Nachspiel. Die Deutschnationalen erklärten, daß sie ihre Zustimmung nicht dazu geben könnten und zogen ihre Minister aus dem Reichskabinet zurück. Der Reichspräsident v. Hindenburg aber stellte sich hinter die Regierung und deckte somit den Vertrag mit seinem großen, weitklingenden Namen. So kam ein Riß in die Leitung des Reiches, der bis heute sich noch nicht hat schließen lassen.

Am 1. Dezember wurde in London der Vertrag, der in Locarno erst „paraphiert“ worden war, feierlich unterzeichnet. Die Engländer hatten hierfür ein großes Fest geplant, aber weil die Königin-Mutter Alexandra gestorben war und der königliche Hof Trauer angelegt hatte, unterblieb die Feier. Die Deutschen unterschrieben zuerst. Unter den schönen Reden, die bei der Gelegenheit gehalten wurden, war ein Wort des Reichstanzlers Luther bedeutsam. Er sprach davon, daß noch weite Gebiete seines Vaterlandes unter dem Krieg zu leiden hätten — das „müße in absehbarer Zeit der Vergangenheit angehören“. Er hatte ganz recht. Denn wenn wirklich Friede geschlossen ist, hat es keinen Sinn mehr, daß viele Tausende von fremden Truppen auf deutschem Boden stehen. Aber keiner der anderen Redner hatte auf das Anpochen des Deutschen die Freundlichkeit, die Türe zu öffnen.

Zuerst sind allerlei Erleichterungen gekommen für das Rheinland. Die Engländer und Franzosen haben sich wesentlich milder gegen die Bevölkerung benommen. Man hat die „Delegierten“ abberufen, zu deutsch Schnüffler, die in alles, was sie nichts angegangen ist, ihre Nase hineingesteckt haben. Die „Ordonnanzen“ kamen in Wegfall, das waren Verordnungen, die den deutschen Verwaltungsbeamten das Leben lauer gemacht haben. Beinahe jede Verfügung eines Landrats unterstand der Oberaufsicht eines französischen oder englischen Offiziers. Von jetzt ab bleibt die deutsche Verwaltung ungekränkt. Ebenso wurde die fremde Militärgerichtsbarkeit eingeschränkt. Denn jeder, der eine von den Hunderten von Ordonnanzen nicht beachtet hatte, kam vor das Militärgericht, das sehr unanständig mit ihm umging. Die deutschen Gerichte durften wieder frei und ungestört ihr Werk schaffen. Auch wurde wieder

ein deutscher Reichskommissar für die besetzten Gebiete bestellt. Den alten hatten die Franzosen bei ihrem Ruhreinbruch zum Teufel gejagt. Das alles waren Zeichen, daß tatsächlich „ein neuer Geist“ anfang zwischen den Völkern sich zu regen.

Und das schönste war vielleicht die endliche Räumung der sogenannten Kölner Zone. Freilich war das ja nicht mehr als recht und billig. Es war ein Anspruch, der Deutschland nach dem Vertrag von Versailles schon auf den 2. Januar 1925 zustand. Aber der Hintende hat seinen Lesern im vorigen Jahr erzählt, mit welchen Kniffen und Pfiffen die Gegner es fertiggebracht hatten, die Räumung zu verschieben. Wer die Macht hat, der hat das Recht. Und der bringt für sein Gewaltrecht Gründe genug her. Ein Engländer, der große Dichter Shakespeare, hat einmal einen seiner Helden sagen lassen: „Gründe sind so feil wie die Brombeeren.“ Und wenn die Herrschaften nicht gewollt hätten, so säßen noch heute die Fremdlinge in dem Kölner Bezirk. Aber nach dem Vertrag von Locarno konnten sie doch nicht mehr anders, als „die Platte zu putzen“. Daß sie daraus ein großes Mirakel gemacht haben, und getan haben, als ob das eine herzzgewinnende Freundlichkeit ihrerseits sei, nimmt niemand wunder, der die Geschicklichkeit im Phrasendreschen kennt, wie sie bei den Staatsmännern üblich ist. Aber — die Hauptsache ist, sie sind wirklich abgezogen. Am 31. Januar sind die Engländer aus Köln abmarschiert. Und in der Mitternachtsstunde zwischen dem 31. Januar und dem 1. Februar hat eine tausendköpfige Menschenmenge sich am Kölner Dom versammelt. Die große Riesenglocke des Doms hat die Stunde der beginnenden Freiheit eingeläutet. Bürgermeister Dr. Ahenauer hat eine gewaltige Rede getan, und dann sangen die Versammelten das Deutschlandlied. Die Engländer haben mit ihren Radioapparaten in London die ganze Feier angehört! Und der Hintende hat als besonderen Gruß an die befreiten Brüder von Meister Kurt Liebich Bilder aus den Rheinlanden auf seine Kalenderbeilage malen lassen.

Das war wieder solch ein Berggipfel, der im Morgensonnenschein geleuchtet hat. Aber die Rebellen sind rasch genug wieder darüber hingeflogen. Denn die abmarschierten englischen Truppen sind nicht nach England zurückgekehrt, sondern in die anderen besetzten Gebiete eingerückt. Und die Franzosen haben zwar ein paar Regimenter, die in dem Gebiet um Wiesbaden und Mainz überflüssig geworden waren, weggezogen. Sie haben Soldaten in Marokko gebraucht. Aber statt etwa 50 000 Besatzungstruppen, wie die Staatsmänner in Locarno den Deutschen es halb und halb versprochen hatten, sind doch noch über 80 000 in dem armen Rheinland. Das ist heinahe soviel, als vorher da waren. Und diese große Masse von Soldaten drängt sich nach der Räumung des Kölner Gebietes auf einen viel kleineren Raum zusammen, so daß unsere armen Landsleute im Rheinland noch immer nichts zu lachen haben. Mag sein, daß die Locarno-Staatsmänner redlich daran gedacht haben, die Besatzung im Rheinland zu mildern — die Militärs in Paris und London denken haben anders. Denen gefällt es in Deutschland nur zu

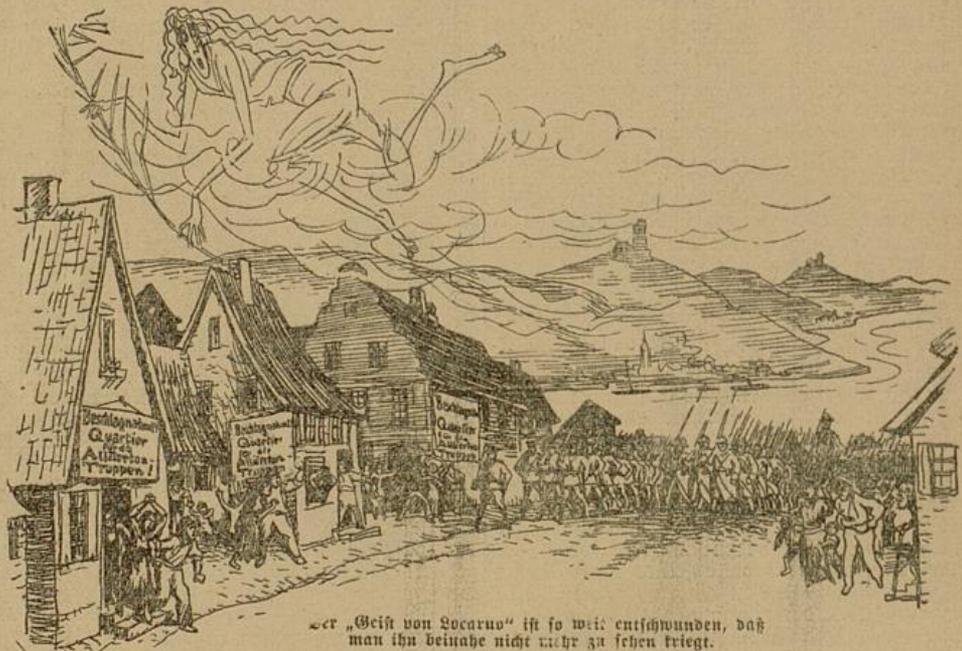
gut, und es ist doch ein schönes Ding, wenn ein unterjochter Staat seinen Zwingherren Exerzierplätze, Flugplätze, Kasernen, Quartiere, Fabriken und wer weiß was sonst noch, für die „siegreiche Armee“ stellen muß. Wenn aber der General winkt, kniet der Staatsmann in die Knie. Und so bleibt im Rheinland die alte Not!

Der „Geist von Locarno“ hat Flügel bekommen — aber Flügel, die ihn nicht auf die Erde tragen als Friedensengel, sondern davontragen in die Luft, so hoch und so weit, daß man ihn bald mit dem schärfsten Fernrohr nicht mehr zu sehen kriegen wird.

Das hat sich noch deutlicher gezeigt bei einer

Herrschaften hatten das Fell des Bären verkauft, ehe sie ihn erlegt hatten. Der Bär ging mit wütendem Brummen über das Land, während die Herren Diplomaten sich auf die Bäume flüchten konnten und nicht einmal ihre Gewehre mehr fanden.

Die Sache ging so zu: England und Frankreich war es nicht so ganz wohl bei dem Gedanken, daß Deutschland im Völkerbundsrat ein sehr bedeutendes Gewicht erhalten könne. Denn auch die beiden „Freunde aus dem Weltkrieg“ trauen einander nicht über den Berg. Wenn etwa Deutschland mit England und Japan zusammen „Kippes macht“? O weh, Frankreich! Oder



Der „Geist von Locarno“ ist so weit entschwunden, daß man ihn beinahe nicht mehr zu sehen kriegt.

anderen Gelegenheit, über die dem Hintenden die Röte der Scham und des Unwillens in die Wangen steigt. Am 27. November hatte der Reichstag den Locarno-Vertrag genehmigt und damit auch den Antrag der Reichsregierung, Deutschland solle Aufnahme in den Völkerbund beantragen. Natürlich! Locarno wurde erst zur vollen Bedeutung, wenn Deutschland im Völkerbund war. Kurz nach Neujahr ging der deutsche Antrag an den Völkerbund. Es war abgemacht worden, daß dieser Antrag ohne weitere Beratung von dem Völkerbund angenommen werden müsse. Dann sollte Deutschland einen Sitz im Räte des Völkerbundes erhalten, in dem bisher England, Frankreich, Italien, Japan saßen. Die deutschen Staatsmänner meinten, ihrer Sache ganz sicher zu sein. So sicher, daß eine Anzahl deutscher Politiker schon um Weihnachten herum sich unter der Hand um allerlei schöne gutbezahlte Pöstchen bei dem Völkerbund bewarben und sich nicht schämten, an den englischen Sekretär des Völkerbunds, den Herrn Eric Drummond, Briefe mit der Bitte um Berücksichtigung zu schicken. Die

wenn Deutschland einmal mit Italien und Frankreich zusammenging — was wird dann aus England? Mit einemmal tauchten Gerüchte auf, daß man auch Polen einen Ratsitz geben müsse! Und dann erschienen Spanien und Brasilien und sagten: „Wir sind mindestens so große Großstaaten wie Polen. Was den Poladen recht ist, soll uns billig sein. Wir wollen auch in den Völkerbundsrat!“ Die deutschen Staatsmänner aber ließen von Berlin aus einen kalten Wasserstrahl nach London und Paris los: „Halt! So haben wir nicht gewettet. Entweder wir kommen allein in den Rat — oder wir danken für Obst und Süßfrüchte!“ Da war nun große Verlegenheit bei den beiden schlauen Brüdern in England und Frankreich. Niemand wußte, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. Man hatte — wie es scheint — mit Polen schon ein schönes Spielchen abgelarttet, und nun fehlte der Trumf. Dennoch ging man im März nach Genf, wo die Aufnahme Deutschlands feierlich vor sich gehen sollte. Alles war schön vorbereitet. Sogar die Reden hatten die Herren Briand und Chamberlain schon in der

Tasche, die sie bei der Aufnahmefeier halten wollten. Und als es zum Klappen kam — flog alles auseinander. Auf Deutschlands Seite stand tapfer und treu Schweden. Auch Holland und Finnland bot sich zum Durchsehen der deutschen Forderungen an. Da — im letzten Augenblick, als man gemeint hatte, mit diplomatischen Künsten und Schwänken Polen auf den Herbst zu verströten und Spanien und Brasilien auf eine andere Weise abzufinden — stand der Abgesandte von Brasilien auf und erklärte, sein Land stimme gegen die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. O weh, Essig war's. Denn nach den Satzungen des Völkerbundes ist Einstimmigkeit erforderlich zur Aufnahme eines neuen Staates. Und so kam es, daß ein südamerikanischer Staat, den doch Europa von Haut und Haar nichts angeht, die ganze europäische Friedenspolitik über den Haufen werfen konnte. Der Blamierte war nicht Deutschland allein, sondern ebenjogut der ganze Völkerbund. Denn nun sah die ganze Welt, wie es mit diesem „Schutz des Weltfriedens“ aussieht! Daß das ein riesiger „Bluff“ ist. Der Hintende kann nicht anders, als dies englische Wort anzuwenden. Denn die Engländer haben ja den Völkerbund als ihr Hauptwerk seit Anno 19 in der ganzen Welt angepriesen. Es war bedenklich, daß die Italiener dem Brasilianer Beifall gellastigt haben. Das waren unsere ehemaligen Verbündeten! Wer im letzten Hintergrund gestanden ist bei der ganzen Machenschaft, ist bis heute ein Geheimnis. Ebenso wie die Frage: Was nun? Die Aufnahme Deutschlands ist auf den Herbst verschoben worden, weil die Herrschaften meinen, bis dahin könnten sie irgendein Loch finden, zu dem der Fuchs hinaus muß. Aber bis dato sitzen sie noch in ihren Samtsejjeln und trauen sich hinter den Ohren. Hei, wie faust der Nebel um die Bergspitzen, die vorher so golden schön in der Morgensonne standen.

Noch kläglicher ist eine andere Konferenz ausgegangen, die schon seit Jahren von den Mächten der Welt geplant ist: die Abrüstungskonferenz! Im Vertrag von Versailles hatten die Siegerstaaten gesagt: die Entwaffnung Deutschlands solle nur der Anfang einer allgemeinen Abrüstung sein, damit „nie wieder Krieg“ sein dürfe in Europa. Aber statt abzurüsten, haben die Siegerstaaten ein Wettrüsten angefangen. Und nichts kostet mehr Geld als Militär. Das wissen wir Deutschen noch zu gut aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Und Europa ist durch den Weltkrieg bitter arm geworden. Kein Staat kann sich mehr die schwere Eisenrüstung leisten, unter der er schließlich nur erstickt muß. Außerdem stehen die Amerikaner da mit ihren großen Schulscheinen in den Händen und rufen: „Bitte, zahlen!“ Und die Schuldner haben leere Taschen und verlangen, daß der reiche Onkel Sam ihnen die „Kleinigkeit“ schenken solle, die sie ihm schuldig seien. Aber der Onkel Sam hat von jeher das Rechnen sehr gut verstanden und sagt: „Solange ihr Kanonen und Tanks und Kasernen und Flugplätze und Hunderttausende von Soldaten und Offizieren bezahlen könnt, ist der Dalles bei euch noch nicht so groß.

Entweder ihr zahlt — oder ihr rüftet ab!“ Da sagten sich die Staatsmänner von Frankreich und England: „Hilft nichts, man muß wenigstens dergleichen tun, als ob es uns Ernst wäre mit der Abrüstung!“ „Soll der Vertrag von Locarno nicht eine Frage sein, so muß die Militärmacht jedes Staates eingeschränkt werden“ — das hat sogar der englische Exminister Lloyd George gesagt. Aber die Staatsmänner denken — und die Generale lenken. Und die französischen Generale erzählen immer wieder aufs neue dem schauernden französischen Volk Schreckensmärchen von dem bösen Deutschland, das insgeheim ungeheure Kriegsrüstungen vorbereitet. Einer von diesen Generalen hat sogar in der Kammer zu Paris behauptet, im Schwarzwald würden militärische Manöver vorgenommen, und deutsche Marineoffiziere durchstreifen den Schwarzwald mit Karten in den Händen, auf denen die Pläne für die Eisenbahnzüge eingetragen seien für die Truppen Transporte zum nächsten Kriege. Es ist nichts so albern, daß es nicht Gläubige findet. Und der Minister Briand hat trotz aller Friedensschälmeien, die er bläht, doch das Wort gesagt: Frankreich dürfe nicht vergessen, daß Deutschland 60 Millionen zähle, während Frankreich nur 40 Millionen Einwohner habe. Da sieht es mit der Abrüstung windig aus. Man ist im Monat Mai in Genf zusammengekommen, um darüber zu beraten. Von Deutschland ist Graf Bernstorff als Abgesandter gekommen. Gleich beim Beginn ist



Deutsche Diplomaten haben das Fell des Bären verkauft, ehe sie ihn erlegt hatten.

der „Zores“ losgegangen über die Frage, ob unter der Heeresmacht eines Volkes nur die aktiven Truppen zu verstehen seien, oder auch die Reserven, die hintendran ständen. Und Frankreich hat verlangt, daß nur die aktive Mannschaft unter die Forderung der Abrüstung fallen dürfe. Da ist gleich beim ersten Beraten die Sache im Grund genommen aus gewesen. „Der Abrüstungsgedanke ist sabotiert.“ hat ein Ehrlicher gesagt. Freilich — das will man nicht zugeben. Schön um Amerikas Willen nicht, das mit erhobenem

Finger hinten dran steht und die unartigen europäischen Buben am Soldätespiel hindern möchte. Darum hat man eine Menge von Kommissionen ernannt, die alle möglichen Fragen über die Abrüstung prüfen sollen. Und erst wenn die mit ihrer Arbeit fertig sind, kann weiter beraten werden. Vielleicht im nächsten Jahre. Oder — wer weiß? am „Tammerlestag“, wie die Schwaben sagen, „wann die Eulen boden!“ Der Weltfriede ist noch lange nicht auf dem Marsch, trotz all der Versicherungen von Locarno. Aber eines darf der Hinfende doch sagen: Der Gedanke des Friedens läßt die Gewissen der Menschen nicht mehr in Ruhe. Und das ist doch etwas. Aus dem Nebel schaut ein winziges goldenes Bergspitzchen. Ob der Nebel wieder darüber hinfährt? Dann kommt einmal ein Windstoß, der ihn verjagt. Die europäischen Völker werden nicht darum herum kommen, sich zu verständigen. Dafür sorgen andere Völker, die sich im Osten drohend erheben.

Ein kluger Schachzug von der deutschen Regierung hat den Westmächten die Augen darüber öffnen können, daß Deutschland doch nicht bloß eine „quantité négligeable“ ist, wie sie manchmal meinen. Das heißt ein Spielzeug, mit dem man Schindluder treiben darf. Das ist der „Sicherheitsvertrag“, der kurz nach Ostern zwischen Deutschland und Rußland geschlossen worden ist. Der Hinfende hat an diesem Vertrag seine besondere Freude gehabt, weil er ein leidenschaftlicher Verehrer Bismarcks ist, der einst mit Rußland einen „Rückversicherungsvertrag“ geschlossen hat, weil er vorausah, daß der verlossene Dreiebund im Augenblick der Gefahr nicht standhalten werde. Wenn dieser Bismarcksche Vertrag geblieben wäre, statt nach dem Rücktritt Bismarcks gekündigt zu werden, hätte vielleicht Europa das Elend des Weltkrieges nicht erlebt. Und in der Fortsetzung der Politik Bismarcks liegt das Einvernehmen zwischen Deutschland und Rußland, das seit dem Vertrag von Rapallo fortbesteht. Jetzt haben die beiden Staaten sich verpflichtet, gegenseitige Neutralität zu üben, falls einer von ihnen von einem anderen Staat angegriffen wird. Die Franzosen haben darob zuerst einen gewaltigen Lärm geschlagen. Das gehe gegen den Vertrag von Locarno und die Vertragsmächte von Locarno müßten in Berlin eine „Démarche“, ein Einschreiten gegen den deutsch-russischen Vertrag, unternehmen. Aber die Engländer waren fallblütiger. Die haben erklärt, dagegen hätten sie gar nichts, daß sich Deutschland sichere. Das sei Deutschlands gutes Recht, daran könne man es nicht hindern. Der deutsche Minister Stresemann hat in einer großen Rede dargestellt, daß sich dieser Vertrag mit Locarno sehr gut in Einklang bringen lasse — und der Lärm in Frankreich hat sich gelegt. Aber eines ist den Franzosen doch aufgegangen: Deutschland ist und bleibt trotz der Entwaffnung eine Großmacht, mit der man rechnen muß. Und diese Erkenntnis wird heilsam und wichtig sein. Auch einer von den Berggipfeln über dem Nebelmeer!

Freilich — wenn die Sonne siegen soll, muß es in unserem guten deutschen Vaterland gründlich anders werden. Denn „wir sind uns selber nicht gut!“ diese alte Klage verstummt nicht. Um was wird bei uns doch immer gestritten!

Erst war die Frage nach der Bildung einer Reichsregierung, nachdem die Deutschnationalen aus dem Kabinett ausgeschieden waren. Bringt man ein Kabinett der „großen Koalition“ fertig, eine Regierung, in der die Sozialdemokraten neben der Deutschen Volkspartei sitzen, so daß alles, was „freiheitlich“ heißt, zusammenhält? Der Reichspräsident gab sich die erdenklichste Mühe dazu. Alle möglichen Leute sind damit beauftragt worden, ein Kabinett dieser Art zustande zu bringen. Und wenn sie dann mit Schweiß und Herzklopfen ein Programm für die Regierung zusammengeliefert hatten, haben einmal die auf der rechten Seite und das andere Mal die auf der linken Seite den Kopf geschüttelt: „Unannehmbar!“ Ein Schauspiel zum Heulen! Obwohl der Hinfende gar nicht nahe ans Wasser gebaut hat — da sind ihm mehr als einmal die Tränen des Jorns gekommen über dies unselige deutsche Volk mit seinen Parteiküngeln, von denen jeder einen Papst an der Spitze hat, der allein regieren will! Es hat Monate gedauert, bis endlich der Reichstanzler Luther ein Kabinett der „Minderheit“ zustande gebracht hat, dem die Sozialdemokraten „wohlwollende Neutralität“ zugesagt haben. Das heißt, sie sagten dem Reichstanzler: „Wenn du keine Dummheiten machst, wollen wir dir nicht deinen Karren umwerfen!“ Und so hat der Reichstanzler mit Zentrum, Demokraten, Bayerischer Volkspartei und Deutscher Volkspartei so gut und so schlecht regiert, als man regieren kann, wenn man in solch einer Zwidmühle steckt. Der Hinfende hätte nicht in seiner Haut stecken mögen! Der arme Kanzler hat gehen müssen wie ein Nachtwandler auf einem Dachgrat. Wenn einer „hoho“ ruft, wacht er auf und liegt unten mit zerbrochenen Gliedern.

Lang hat die Herrlichkeit denn auch nicht gedauert. Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen sprangen, hat auch er „springen“ müssen! Das kam von einem Erlaß, den der Reichspräsident herausgegeben und der Reichstanzler gegengezeichnet hatte, und der Erlaß handelte von der deutschen Reichsflagge im Ausland. Die Reichsfarben sind, wie jedermann weiß, schwarz-rot-gold. Aber die Handelsschiffe führen eine schwarz-weiß-rote Flagge, in deren Ecke ein schwarz-rot-goldenes Rechteck sitzt, eine sogenannte „Gösch“. Nun haben die Auslandsdeutschen schon lang rebelliert gegen diese Doppeltheit. Man wisse eigentlich nie, welche Farbe man aufziehen solle. Und sie haben gemeint, das alte Schwarz-weiß-rot, das nach dem glorreichen Jahre 70/71 Reichsfarbe geworden sei, solle doch im Ausland den alten deutschen Ruhm nach wie vor verkünden. Drum hat der Reichspräsident verordnet, daß im Ausland die Reichsfarben schwarz-weiß-rot sein sollen. Da hat er aber sich in ein böses Ameisennest gesetzt. Ein Geschrei ist in Deutschland losgegangen, als ob die ganze Republik in Gefahr wäre, und die Herren Reichstagsabgeordneten sind darob erschrecklich böse gewesen, daß man sie nicht gefragt hat, ehe der Flaggenersaß herausgekommen ist. Das war gegen die heilige Ordnung — und drum mußte ein Sündenbock in die Wüste gejagt werden. Luther mußte gehen. An seine Stelle ist der frühere Kanzler, der Zentrumsmann Marx, getreten. Das Kabinett ist

geblieben. So wie wir's in der Kinderzeit gelungen haben:

Der Wenzel kommt, der Wenzel kommt,
der Wenzel ist schon da,
und wenn der Wenzel wieder kommt,
dann war er zweimal da!

Was aber aus der Flaggenfrage werden soll, ist bis dato noch nicht herauszutüdeln. Und so steht halt die gute Germania immer noch vor ihrem Ankleidspiegel, und ihre Kammerjungfern legen ihr auf die rechte Seite das schwarz-weiß-rote und auf die linke Seite das schwarz-rot-goldene Gewand, und sie guckt bald das eine, bald das andere an und weiß nicht, welches sie wählen soll. Der Hinkende hat aber eine Faust — in seiner Tasche, natürlich — gemacht und gesagt: „Da soll doch . . . Wenn wir nichts Wichtigeres zu tun haben, als Kleiderfragen zu bereden und uns darüber noch die Köpfe am Ende blutig zu schlagen!“ Aber dem Reichstanzler Luther hätte er gern das Verslein in das Stammbuch geschrieben:

Greif niemals in ein Wespennest —
doch, wenn du greiffst, dann greife fest!

Und die Flaggenfrage ist leider ein Wespennest. Drum wäre es gescheiter gewesen . . . Aber die gescheiterten Gedanken kommen allemal erst dann, wenn man aus dem Rathaus draus ist. So wird es jetzt dem Herrn Luther gehen!

Dann kam ein noch ärgerer Streit. Der drehte sich um die Fürstenabfindung. Welch schöne Worte das neue Deutschland hervorbringt! Man zerbricht sich die Zunge beinahe dran. Die Sache ist sehr brenzlich, und der Hinkende fürchtet beinahe, sich die Zunge dran zu — verbrennen! Nämlich, die deutschen regierenden Fürsten haben, so lang sie an der Regierung waren, ein Vermögen gehabt, das teils dem Staat, teils ihnen persönlich gehörte. Als man die Herren von ihren Thronen herabkomplimentierte, war die Frage: „Was gehört dir zum Eigentum und was gehört uns, dem Volk?“ In Baden hat man diese Frage sehr schnell entschieden. Darum, weil der Großherzog Friedrich II. ein bescheidener Mann war und sein Volk ihn lieb hatte und ihm gern so viel gab, daß er anständig dabei bestehen konnte. Beide Teile sind gut bei ihrer Abmachung gefahren. Wäre es doch überall in Deutschland so gewesen! Aber in anderen Staaten haben die Fürsten ihre Forderungen vor die Gerichte gebracht, und die haben nach Paragraph soundso viel entschieden, wie Gerichte nun einmal tun müssen — und das Ende vom Lied war, daß die Thüringer Fürsten z. B. so viel verlangten, daß der thüringische Staat bankrott geworden wäre, wenn er das alles hätte herauszahlen sollen, was da von den Gerichten erprozessiert worden war. In Mecklenburg ist ein Fürst aufgetreten und hat soundso viel verlangt, der vor dem Krieg auf seine Zugehörigkeit zum deutschen Volk verzichtet hatte. Jetzt, wo es etwas zu holen gab, war er flugs wieder „deutscher Reichsfürst“. In Koburg haben englische Fürsten die Hand hingehalten und Wälder und Schlösser haben wollen. Eine Prinzessin, die auf dem Balkan daheim ist, hat ihren „Schadensanspruch“ gemeldet. Da ist es kein Wunder, daß dem deutschen Michel die But in den Kopf gestiegen ist. Er hat seine Zipfel-

kappe vom Kopf gerissen und geschrien: „Fort mit der ganzen Bescherung!“ Man hat die Sache vor den Reichstag gebracht und verlangt, daß nicht die gerichtlichen Prozesse, sondern ein Reichsgesetz die ganze Angelegenheit schlichten solle. Wäre es doch dabei geblieben! Aber die Parteien sind sich wieder so in die Haare gekommen wegen dieses Gesetzes, daß die Sozialdemokraten und die Kommunisten ein „Volksbegehren“ verlangt haben. Das ganze deutsche Volk sollte befragt werden,



Alte und Verhungerte sind von der Mutter Germania mit einem Bettelstrennen abgefressen worden.

ob es von sich aus ein Gesetz schaffen wolle über die Fürstenabfindung. Und so sind im Monat März nicht weniger als 12 Millionen Stimmen dafür abgegeben worden, daß das Volk selbst entscheiden solle, was die Fürsten kriegen sollen — oder ob sie überhaupt etwas kriegen sollen. Daraufhin haben dann die Sozialisten und Kommunisten ein Volksgesetz vorgeschlagen, das heißt: Die Fürsten sollen gar nichts kriegen. Sie sollen „entschädigungslos enteignet“ werden, und ihr ganzes Vermögen soll den Kriegsbeschädigten und Kleinrentnern und Inflationsgeschädigten und sonstigen Opfern der harten Zeit zugute kommen. Das ist freilich eine Radikalkur. Man setzt einfach die Fürsten aufs Trodene und läßt sie mit der Herrschaft Spaßen fliegen. Dazu kann der Hinkende nie und nimmer sein Ja sagen. Denn das heißt doch, eine Masse von Menschen glatt um Hab und Gut bringen. Der Hinkende hat jämmerlich wenig von den Gütern dieser Erde, seit ihm die Deflation sein bißchen saurer Erspartes aus den Händen gerissen hat. Aber wenn ihm einer daherkäme und wollte ihm seine Bücher aus dem Gestell nehmen und seine Bilder von der Wand reißen und seine Kleider aus dem Schrank holen — da würde er sich schön bedanken und dem Räuber mehr oder minder höflich die Türe weisen. Und er würde sagen, daß die deutsche Reichsverfassung jedem Staatsbürger sein Privateigentum garantiert. Was aber dem Reichsbürger billig ist, muß dem Fürsten, der ja auch nichts anderes als ein Reichsbürger ist, recht sein. Wenn

einmal der Anfang mit dem Ausplündern gemacht ist, kommt die Fortsetzung von selber. Der Appetit wird auch hier beim Essen kommen. Und schließlich wird kein Mensch mehr in Deutschland dann sicher sein, daß ihm nicht sein bißchen, was er noch hat, aus den Fingern gerissen wird. Dem Sinkenden ist, als ob er hinter dem ganzen Feldzug der „Fürstenenteignung“ die grinsenden Gesichter der Herrschaften von Moskau und Lenigrad (wie Petersburg heutzutage heißt) sehe. Die warten darauf, ob die Deutschen auf den Leim kriechen, den ihre Gesinnungsgenossen mit der Ballonmühe ihnen hingestrichen haben.

Am 20. Juni hat nun das deutsche Volk das Wort gehabt, ob es das sozialistisch-kommunistische Gesetz annehmen wolle oder nicht. Es ist ungeheuer geschafft worden in Deutschland, von den Anhängern des Gesetzes und von den Gegnern. Schließlich ist es doch nicht durchgegangen. Etwa 19 Millionen Stimmen hätten dafür abgegeben werden müssen. Aber es haben nur etwa 14½ Millionen „Ja“ gesagt. Das ist doch eine sehr große Zahl, und man hat sehen müssen, daß in Deutschland Zahllose voll Wut und Groll waren über die unvernünftigen Forderungen, die manche Fürsten gestellt haben. Nun muß der Reichstag das Gesetz über die Fürstenabfindung machen. Das wird nicht leicht sein. Auf der einen Seite stehen die Rechtsparteien, die den Fürsten möglichst viel von ihrem früheren Besitz zuwenden möchten. Auf der anderen Seite verlangen die Linksparteien, daß der Volksstimmung vom 20. Juni ihr Recht werde. Jetzt — wie soll das Gesetz aussehen, daß es die Mehrheit kriegt? Die



Reife Männer haben gezwungenermaßen laulenzen müssen.

Regierung steht wieder einmal am Scheidewege zwischen Rechts und Links. Wohin wird sie sich wenden?

Freilich — eines kann der Sinkende verstehen. Das ist die Erbitterung, die durch viele Hunderttausende im deutschen Volk geht, seit das berühmte Aufwertungsgesetz im Reichstag am 15. Juli 1925 mit 230 Stimmen gegen die Völkischen, Demokraten, Sozialdemokraten und Kommunisten durchgegangen ist. Was da den armen Gläubig-

gern des Reiches und der Industrie gereicht worden ist, war zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Hypotheken sollen mit 25 Prozent aufgewertet werden, aber man muß eine Ewigkeit drauf warten und vor allen möglichen Gerichten herumziehen, bis man sein bißchen Recht erhält. Was die Spartassen geben werden, weiß man bis dato noch nicht. Es wird von 12½ Prozent geredet. Aber ob das wird, steht dahin. Und wann? Das steht noch mehr dahin. Gesetzlich im Jahr 1932. Der Sinkende sagt im stillen: „Bis dahin ist eine lange Zeit.“ Und gar die Obligationen bei der Industrie, die Altien, und erst die Reichsanleihen! Da kommen die Altien und Verhungerten zu ihrer Mutter Germania und weisen ihre leeren Säcke, in denen einst ihre Goldstücke gesteckt sind — und Mutter Germania wirft einen Kupferpfennig in die aufgehobenen Säcke. Und wenn die armen alten Leute blutige Tränen weinen, zuckt die Germania die Achseln: „Ihr habt euer Gold als Opfer für euer Vaterland gebracht. Und Opfer soll man nicht mehr zurück haben wollen!“ Es ist, wie es ist. Die Germania hat selber nichts in ihren Taschen, und wo nichts ist, hat früher der Kaiser das Recht verloren, und heute geht es uns armen Teufeln nicht anders, wie Anno dazumal dem Kaiser. Kein Wunder, daß Hunderte und aber Hunderte nach Berlin in den Reichstag gegangen sind und ihren deutschnationalen Abgeordneten alle Schande gesagt haben, weil die ihnen Aufwertung versprochen hatten: „So haltet ihr euer Versprechen?“ Die Enttäuschung ist groß, die Armut noch größer — und der Rest ist Schweigen!

Wie denn überhaupt in Deutschland eine Zeit bitterer Not eingezogen ist. Die Industrie macht sehr schlechte Geschäfte. Zuerst sind die „Inflationsgründungen“ umgefallen: Fabriken und Handelsgesellschaften, die während der Zeit des Papiergeldschwinds sich mit ihren Billionen und Trillionen eine Scheinexistenz geschaffen hatten und nun mit einemmal sahen, daß sie kein Kapital hatten, mit dem sie ihre Geschäfte führen konnten. Selbst der große Stinnes-Konzern ist ins Wadeln gekommen. Die Bankrotte sind wie Pilze beim warmen Regen aus dem Boden geschossen. Und es ist ein Krachen durch ganz Deutschland gegangen, daß man gemeint hat, alle schweren Kanonen der Franzosen seien auf einmal bei uns losgegangen. Aber dann haben auch die guten und soliden Geschäfte aus der Vorkriegszeit große Schwierigkeiten bekommen. Die Aufträge sind gekommen von allen Seiten, aber wenn der Fabrikant seine Ware geliefert hatte und Bargeld dafür wollte, hat der Käufer seine Taschen umgekrempelet, und es ist kein roter Pfennig mehr herausgefallen. „Wart, bis ich Geld habe, dann zahle ich!“ hat's geheißt. Und warten kann man doch nur so lang, als man selber noch ein gefülltes Portemonnaie hat. Kein Wunder, daß ein Geschäft ums andere seinen Betrieb hat einschränken müssen. Arbeiter sind entlassen worden in großen und kleinen Industrien. Schließlich ist die Arbeitslosigkeit ins Unabsehbare gestiegen. Etwa zwei Millionen von Arbeitern müssen feiern. Der Staat muß natürlich für die Unglücklichen sorgen. Aber auch der Staat kommt schließlich an den Rand seiner

Kraft. Was wird dann sein, wenn der Staatsfädel ausgepumpt ist? Dem Hintenden graut vor dem Gedanken. Viele fleißige und redliche Männer sitzen verzweifelt in ihren leeren Stuben und schauen auf ihre armen hungernden Kinder. Oft ist nur die Frau noch die Verdienende, wenn sie auf Laufdienste oder Putzarbeit geht oder Zeitungen trägt. Es ist ein Herzleid, das täglich aus Millionen von Herzen zum Himmel schreit! Man will zwar Zeichen einer beginnenden Besserung wahrgenommen haben. Es seien wieder größere Aufträge aus dem Ausland eingetroffen, wird gesagt. Aber bis heute merkt man noch nichts davon. Das einzige, was man zum Trost sagen kann, ist das, daß die Arbeitslosigkeit — seit einem Vierteljahr wenigstens — nicht mehr zunimmt. Aber das ist ein sehr magerer Trost.

Der Fehler liegt an zwei Orten. Einmal daran, daß die europäischen Völker immer noch nicht einsehen, daß sie aneinander verkoppelt sind, und wenn es einem Volk schlecht geht, das andere seine Zehne bezahlen muß. Sie richten alle miteinander hohe Zollzäune um ihre Länder auf, um ihre einheimische Industrie zu schützen, und verhindern dadurch, daß die Waren von einem ins andere Land frei und ungehindert laufen können. Welche Teufelsmühe machen die Handelsverträge, die wir Deutschen mit den Spaniern, den Franzosen und den Polen schließen wollen! Keiner will dem anderen sein bißchen Leben gönnen, und darum müssen sie alle zusammen verhungern. Wann wird endlich die Einsicht kommen, daß wir aufeinander angewiesen sind — auf Gebeiß und Verderb? Vor lauter Zollkrieg und Handelsvertragschacher kommt das Elend riesengroß über uns alle.

Der andere Fehler liegt in dem teuren Geld in Deutschland. Immer noch muß ein Mann, der bei einer Bank oder einer Sparkasse Geld für seinen Geschäftsbetrieb aufnehmen muß, 12 oder 15 Prozent oder noch höhere Prozente bezahlen, obwohl die Reichsbank ihren Diskont schon auf $6\frac{1}{2}$ Prozent herabgesetzt hat. Der Sinkende versteht von dem Geldwesen leider nichts. Aber das scheint ihm doch nicht mit rechten Dingen zuzugehen, daß das Geld nicht billiger werden will! Er meint, daß endlich einmal in diese Geldwirtschaft mit einer kräftigen Faust hineingefahren werden müsse! Warum sollen ein paar hundert Leute sich Millionenvermögen erwerben mit Hilfe dieser Riesenzinsen, während das ganze Volk am Hungertuch nagt? Das teure Geld macht es aus, daß das Bauhandwerk noch vollkommen am Boden liegt. Niemand kann bauen, weil die Zinsen das Bauen unrentabel machen. Und doch ist die Wohnungsnot entsetzlich. Alles schreit nach Wohnungen — und sie werden nicht erstellt. Da ist kein Wunder, daß die Arbeitslosigkeit nicht weichen will. Solange das Baugewerbe nichts zu tun hat, ist in einem Volk kein Heil und kein Segen. In den Parlamenten werden Reden gehalten über Bekämpfung der Wohnungsnot, über Bauprogramme und alle anderen schönen Dinge. Aber alles bleibt beim Alten. „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert!“ Und viele sind, die dem Hintenden gesagt haben: „Warum benützt der Staat oder die Gemeinde nicht die große Arbeitslosigkeit, um mit Hilfe der Männer, die nur

gezwungen feiern, Wohnungen zu errichten?“ Aber niemand hat auf diese Frage eine Antwort. Da liegt der Nebel tief und schwer über dem letzten verschwundenen Berggipfel.

In Oesterreich ist ein kleiner Fortschritt ermöglicht worden. Das Land hat eine neue Währung eingeführt, den Schilling, der ungefähr 60 Pfennige wert ist. Seither ist sein Geld nicht mehr im Wert gefallen. Und es wird wohl so wie wir in Deutschland sagen können, daß die Valuta für die Zukunft ihm keine Sorgen mehr zu bereiten braucht. Darum hat der Völkerbundsrat auf Antrag Oesterreichs beschlossen, auf den 1. Januar die Finanzkontrolle aufzuheben, die über dem unglücklichen kleinen Land bisher gelegen war. Die Einnahmen und Ausgaben wurden von einem Beauftragten des Völkerbunds



Ein Minister um den andern ist dem fallenden Franken in den Abgrund nachgestürzt.

überwacht, und der Finanzminister von Oesterreich mußte sich von einem Fremdling sagen lassen, was er ausgeben dürfe und was nicht. Diese entwürdigende Maßregel ist endlich verschwunden. Freilich ist den Oesterreichern gesagt worden, wenn innerhalb der nächsten zehn Jahre ihr Haushalt wieder in Unordnung käme, würde die Finanzkontrolle wieder eingeführt. Und so sehen die Oesterreicher den drohend erhobenen Zeigefinger der Auslandsmächte: „Seid sparsam, sonst kommt die Rute!“ Kein Wunder, daß das Land sich nach Anschluß an Deutschland sehnt. Denn es ist von allem Verkehr mit dem Meer abge schnitten. Überall, wohin es sieht, sind feindliche Staaten, die ihm nicht das Wasser zur Suppe gönnen. Mit wem soll es Handel treiben? Wohin soll es seine Waren ausführen? Das Land kann nur bestehen, wenn es mit Deutschland eins wird und durch die mächtige Handelswirtschaft Deutschlands in seinem eigenen Fabrikbetrieb gestützt wird. Darum der Schrei: „Anschluß an Deutschland!“ Aber die Franzosen und die Italiener wollen dazu nicht ihre Zustimmung

geben. Die Franzosen schreien: „Dann hat Deutschland zehn Millionen Menschen mehr!“ Und sie sehen schon das graue Gespenst eines kommenden Krieges auftauchen. Und die Italiener haben Angst wegen ihrer Grenze am Brenner, die von den Oesterreichern am Ende mit Hilfe von Deutschland wieder nach der Etzsch hinunter verschoben werden könnte. Und so läßt man das arme Land in seinen Nöten zappeln, in denen es schließlich doch verbluten muß. So wenig ist das Vertrauen auf den Friedenswillen Deutschlands bei unseren Gegnern durchgedrungen. Und doch wollen wir so gut wie sie nichts anderes als Zeit zum Atmen und zum Schaffen, damit die Wunden vom alten Krieg endlich geheilt werden. Einen neuen Krieg kann nur ein Tollhäusler wünschen!

Im Nachbarland von Oesterreich, in Ungarn, ist eine böse Skandalgeschichte gewesen. Man hat plötzlich entdeckt müssen, daß aus Ungarn eine große Masse von gefälschten französischen Frankenscheinen ausgeführt worden sind. Viele Millionen sollen es gewesen sein. Die Franzosen haben darob mit Recht einen ungeheuren Lärm geschlagen und gefordert, daß die Fälscher gesucht werden müßten. Die Nachforschungen haben ergeben, daß sehr vornehme und einflußreiche Männer in diese übelriechende Affäre verwickelt gewesen sind. Vor allem ein Prinz Windischgrätz, ein Führer des ungarischen Adels. Auch ein Bischof soll dazu seine Hand geboten haben. Warum diese Leute sich zu Fälschmünzern haben herunterlassen lassen? Man hat allerlei gemunkelt. Es soll ein großangelegter Plan gewesen sein, die alte Königsherrschaft wieder aufzurichten und den Habsburger Erzherzog, der den Titel „König von Ungarn“ führt, auf den Thron zu bringen. Und weil man dazu kein Geld gehabt habe, sei man auf den Gedanken gekommen, mit dieser Fälschung es heizubringen. Ob das so ist — wer will es sagen? Der unselige Windischgrätz ist mit einer schweren Zuchthausstrafe davon gekommen und mehrere seiner Helfershelfer haben auch dran glauben müssen, mit den schwedischen Gardinen Bekanntschaft zu machen.

Unseren Nachbarn ist es auch nicht glänzend gegangen. Sie sind nicht gerade auf Rosen gebettet. Und sie haben sich gewiß die „Früchte ihres Sieges“ anders gedacht. Die Franzosen stecken und stecken immer noch in allerhand Kriegsnöten. Sie haben durch den Frieden nach dem Weltkrieg unter anderem auch ein „Mandat“ über Syrien erhalten. Dieses Wort gehört zu den schönen Ausdrücken, an denen die Entente-politiker so reich sind. Es heißt zu deutsch: „Schutzauftrag“. In Wirklichkeit aber bedeutet es nichts mehr und nichts weniger als Herrschaft. Syrien ist ein schönes und reiches Land und sollte den Franzosen viel Schätze bringen. Aber der General Sarraïl, der über dieses Land die Oberherrschaft geführt hat, muß es schlecht verstanden haben, mit den Einwohnern auf guten Fuß zu kommen. Ein wilder und sehr kriegerischer Stamm, die Drusen, die in den Bergschlünden des Gebirges Libanon haufen, brach mit einemmal gegen die Franzosen los, und der General Sarraïl brauchte seine ganze Kraft und Geschicklichkeit, um gegen diese tapferen Krieger sich zu behaupten.

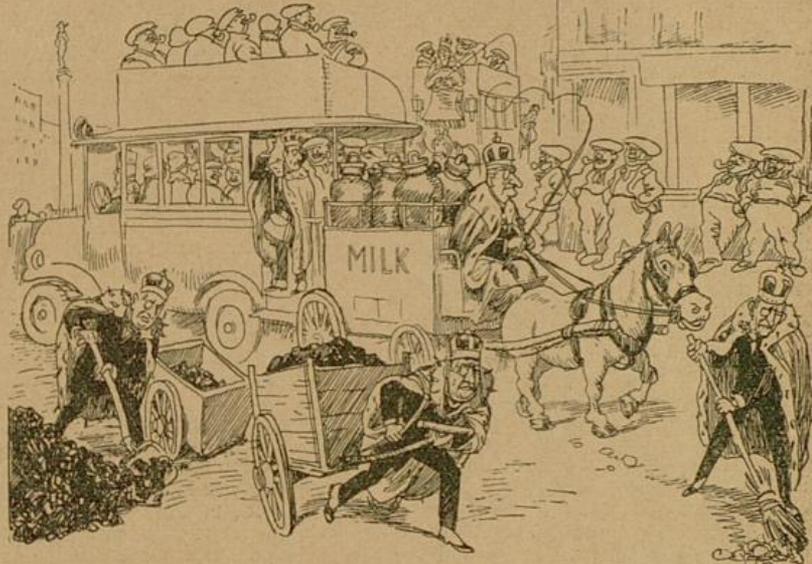
Als die Drusen sich in die mohammedanischen Vorstädte von Damaskus einnisteten, wurde diese uralte und herrliche Stadt mit Artilleriefeuer überschüttet, damit die Drusen zum Abzug gezwungen werden konnten — das geschah am 20. Oktober — und englische und amerikanische Berichterstatter schrieben entrüstet über diese Greuelthat des Generals, eine offene Stadt zu beschießen. Der General wurde abberufen und ein neuer Oberkommissar für Syrien bestellt, der Senator de Jouvenel, der hoffte, mit den Drusen besser fertig zu werden als sein herrischer Vorgänger. Aber die Drusen verlangten, daß aus Syrien und Libanon selbstständige Staaten gemacht werden sollten, die nur in einer gewissen Beziehung zu Frankreich stehen wollten, aber im übrigen eigene Regierung mit voller Unabhängigkeit haben müßten. Das gestand ihnen Jouvenel nicht zu — und so ging das Morden weiter, das noch immer nicht zu Ende gekommen ist, obwohl die ungeheure Militärmacht Frankreichs schließlich die Oberhand gewinnen wird. Aber wieviel Opfer an Geld und Blut kostet das alles! Frankreich muß seine „Kolonie“ in Asien teuer bezahlen.



Die schöne Marianne muß sehen, wie die Fremden die besten Waren aus Frankreich fortzuschleppen.

Mit dem anderen Kolonialkrieg, den sie haben führen müssen, sind sie glücklich zu Ende gekommen: mit dem „Marokko-Abenteuer“, wie die Sozialisten in der französischen Kammer diesen Krieg in Nordafrika genannt haben. Die Risikanten unter Abd el Krim haben sich ungeheuer tapfer gewehrt. Und es bedurfte der strategischen Geschicklichkeit eines Marshalls Pétain, der aus dem Weltkrieg als einer der besten Generale Frankreichs bekannt ist, um sie mehr und mehr zurückzudrängen. Als dann Pétain glaubte, sein

Werk vollbracht zu haben, wurde an seine Stelle der General Degoutte geschickt, der lange Zeit im Rheinland oberster Kommandant gewesen war. Doch hat auch dieser Offizier noch schwer kämpfen müssen, bis schließlich die unglücklichen Rif-leute zu Boden geworfen waren. Im Frühjahr baten sie um Frieden. Aber die Bedingungen, die ihnen die gemeinsamen Gegner, Spanien und Frankreich, stellten, schienen ihnen zu hart, besonders die Forderung, daß sie ihren tapferen Führer Abd el Krim ausliefern sollten. Mit dem Mut der Verzweiflung haben sie sich noch einmal gewehrt. Aber viele Hunderte waren auch hier des Haken Tod. Schließlich mußte sich der Häuptling ergeben und hat sich unter die Obhut des „großmütigen Frankreich“ gestellt. Die Franzosen haben ihn in der Tat durchaus anständig behandelt. Dies-



Seine Herren von Rang und Stand haben sich an die Plätze der Arbeiter gestellt.

mal waren sie wirklich „die ritterliche Nation“. Es verlautet, daß der Besiegte nach Madagastar gebracht werde, wo man ihn als „Gast Frankreichs“ halten wird. Aber die Rifleute sind endgültig um ihre Freiheit gekommen, nachdem sie zwei Jahre lang mit einer beinahe übermenschlichen Tapferkeit sich gegen eine wohl zehnfache Uebermacht gehalten hatten. Vorerst sind die Europäer den Afrikanern doch unendlich überlegen. Aber der Gedanke, daß die Afrikaner ihr Afrika für sich haben wollen, läßt sich doch nicht aus ihren Köpfen und Herzen reißen. Und es wird einmal trotz aller europäischen Kriegskunst der Tag kommen, da Afrika sich mit seinen Riesenmilionen von Menschen die Freiheit erkämpfen wird. So gut wie einst die Germanen das Joch der Römer zerbrachen.

Die schwere Kriegsrüstung, die Frankreich trägt, und seine kostspieligen Kriege, die es hat führen müssen, hat eine schwere Not über das Land gebracht, von der es sich noch vor einem Jahr kaum hätte träumen lassen: das ist die Inflation. Der Franken sinkt unaufhörlich. Ein Minister um den andern hat ihn in seinem Fall aufzuhalten versucht. Nicht weniger als sechs Finanzminister sind im Jahre 25 dem Franken in seinem Sturz nach dem Abgrund nachgerannt, aber sie sind alle kopfüber dem stürzenden Franken nachgestürzt. Darunter waren der Premierminister Herriot und der vielgenannte Großindustrielle Loucheur, der einst mit Deutschland ein Abkommen zu treffen versucht hat. Jetzt ist Briand Minister, der durch seine Erfolge in Locarno ein Liebling des französischen Volkes geworden ist und auch die siegreiche Beendigung des Marokkofeldzuges in sein Lebensbuch schreiben durfte. Aber wie lang er Minister bleiben wird, weiß

niemand zu sagen. Sie haben ihn zu Anfang Juni auch über die Klänge springen lassen wollen und haben sein Ministerium gestürzt. Aber es hat sich kein anderer gefunden, der den Karren

aus dem Dreck ziehen will. Drum hat ihn der französische Staatspräsident Doumergue gebeten, er solle eine neue Regierung zusammenstellen. Eine Zeitlang hat er den alten Deutschenfresser Poincaré in sein Ministerium hineinziehen wollen, aber der hat höflich gedankt. Er meint, seine Zeit werde schon noch kommen, und dann werde er regieren, nicht der Briand. So hat denn Briand den klugen Caillaux zum Finanzminister ernennen lassen. Aber ob der's zwingt? Auch er kann den Franken nicht aufhalten, der unaufhörlich weiter sinkt. Heute kriegt man einen Franken schon für 12 Pfennig! Vorerst will die französische Großindustrie noch nicht so recht an eine Radikalur gehen, so wie wir Deutschen sie im Jahre 1923 vorgenommen haben. Denn die französische Industrie verdient einen Haufen Geld, weil sie ihre Waren viel billiger liefern kann als die anderen europäischen Staaten. Sie erspart an Löhnen Unsummen. Aber auch die Franzosen werden merken müssen, daß die Inflationsgewinne Scheingewinne sind. Und sie werden sich an ihren Gewinnen verbluten. Eines Tages wird es heißen, wie bei uns es geheißt hat, als der Inflationsrausch vorbei war: „Au weiß, gewunne!“ Denn das arme schöne Land macht die gleichen Nöte durch, wie wir Deutschen sie durchgemacht haben. Von allen Seiten kommen die Fremden und taufen ein. Holländer, Engländer, Amerikaner und — und wohl auch Deutsche, so viele. Einlaß in Frankreich bekommen. Denn sie lassen die Deutschen immer noch nicht sehr gern herein. Man kann in Straßburg einen Liter ausgezeichneten Weines für 25 Pfennig bekommen, und wer einen Ueberzieher braucht, kann dort einen sehr guten um den Preis von 50 Mark kaufen,

während er bei uns das doppelte bezahlen müßte dafür. So sitzt denn die hübsche Marianne händerringend auf dem Eiselturm und muß zusehen, wie die schönen französischen Waren nach allen Seiten aus dem Land geschleppt werden, und die Geldscheine, die in den Kästen und Schränken der französischen Handelsleute sich aufhäufen, werden eines Tages genau so viel wert sein wie unsere Milliarden Scheine unseligen Andenkens. Vor-erst machen sie alle die Veruche, die wir gemacht haben, um sich ihrer Haut zu wehren: Nationalksammlungen, Verbot, fremde Devisen anzukaufen, Verbot, Kapital ins Ausland zu schaffen. Und müssen doch sehen, daß das alles Larifari ist. Es hilft nichts, daß sie den Mund spitzen. Es muß gepiffen werden. Und der Finanzminister, der den großen Schnitt der „Stabilisierung“ wagen will, wird kommen müssen. Den Hintenden dauert das arme französische Volk von Herzen. Denn er weiß, was wir gelitten haben! Und er wünscht seinem ärgsten Feind nicht dies Elend, das damals in Deutschland geherrscht hat.

In England ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Die Engländer haben einen großen Arbeiterstreik hinter sich. Das kam durch die traurige Lage der Kohlenbergarbeiter. Schon längst hat sich der englische Bergbau nicht mehr rentiert. Der Staat hat den Bergherren große Zuschüsse bezahlt, damit sie ihre Kohlen weiter haben graben lassen können. Aber schließlich hat die Regierung gesagt: „Das ist selbst einem so reichen Land wie England zu teuer!“ Und sie haben den Bergherren gesagt: „Sehet ihr selber, wie ihr euch durchseht!“ Die haben dann den Arbeitern Lohnkürzungen in Aussicht gestellt und außerdem eine längere Arbeitszeit verlangt.

Arbeiter den Generalfstreik angefangt. „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ haben ja die Arbeiter schon lange gesungen. Und die Räder standen still. Aber nur einen Augenblick lang. Die Regierung hatte vorgesorgt. Freiwillige Hilfskräfte wurden eingestellt. Feine Herren stellten sich auf die Lokomotiven und führten die Eisenbahnzüge. Mit Automobilen und Fahrrädern wurde der Straßenverkehr in Gang gehalten. Die Herren, die sonst im Klubessel sitzen, haben sich in die Plätze der Arbeiter hineingestellt — und wie es bei den Engländern von jeder Mode war — wenn sie sich in etwas verbissen haben, lassen sie nicht mehr los. Sie sind wie ihre Bulldoggen. Und der Kampf mit dem Generalfstreik war ihnen wie eine Art von Sportkampf, den sie mit Leidenschaft und — mit Humor durchgeföhrt haben. Die Leitung der Arbeiter sah bald ein, daß sie den kürzeren ziehen würden. Von Mostau aus hatte man gehofft, es werde zur Revolution kommen, und die Russen haben schon die rote Fahne in London wehen. Aber die Engländer sind kühle Rechner. Auch die englischen Arbeiter. Die sagten sich, daß sie bei einer Revolution voraussichtlich alles zu verlieren haben würden — und darum gaben sie nach. Etwa 2 Wochen nur dauerte der Streik, den die Arbeiter verloren haben. Aber sie haben ihn ehrlich verloren, und die Welt hat ihnen die Bewunderung für ihren Mut und ihre Besonnenheit nicht versagt. Der Premierminister Balfour hat ihnen versprochen, daß er sich für sie einsetzen werde bei ihren Arbeitgebern — und so sind sie nach und nach wieder in ihre alten Arbeitsplätze eingerückt, ohne daß ihnen großer Schaden geschah. Freilich — die Bergarbeiter streiken immer noch. Und wie sie sich mit ihren Herren einigen werden, kann der Hintende erst im nächsten Jahre erzählen.

Die Polen haben auch ihre Nöte zu erdulden. Sie hatten eine neue Münzart eingeföhrt vor zwei Jahren, um ihre Inflation zu bekämpfen: den Floty. Aber es hat nicht lange gewährt, da hat der Floty auch die Schwindsucht bekommen. Mit den deutschen Nachbarn haben sie sich nicht zu einem Handelsvertrag einigen können, und das hat das unglückliche Land sehr schnell heruntergebracht. Sie sind ein heißblütiges Volk und hassen alles, was deutsch ist, nach Kräften. Darum haben sie die Deutschen, die bei der Frage, welcher Nationalität sie angehören wollten, sich für die deutsche Stammesangehörigkeit entschieden haben, die sogenannten „Dptanten“, kurzerhand aus Polen verjagt. Tausende von Vertriebenen haben in dem preußischen Städtchen Schneidemühl ein Lager gefunden, von dem aus man sie in deutschen Städten unterzubringen versucht hat. Es war ein großer Jammer. Denn das arme Deutschland hat den Flüchtlingen nicht so gründlich helfen können, als die geglaubt hatten. Der polnische Reiterstiefel hatte sie über die Grenze gestofen, und die Mutter Germania in ihrem Bettlergewand hat ihnen nur einen kargen Unter-



Die armen Dptanten sind von dem polnischen Reiterstiefel über die Grenze gestofen worden.

Die englischen Arbeiter haben sich damit nicht zufrieden geben wollen. Sie sind eine gewisse noble Lebenshaltung gewohnt, und von der wollten sie nicht lassen. Als dann die Regierung erklärte, vom 1. Mai ab werden keine Zuschüsse mehr bezahlt, und als die Bergherren daraus den Schluß zogen: Also wird vom 1. Mai ab weniger bezahlt und mehr gearbeitet, haben die englischen

dem preußischen Städtchen Schneidemühl ein Lager gefunden, von dem aus man sie in deutschen Städten unterzubringen versucht hat. Es war ein großer Jammer. Denn das arme Deutschland hat den Flüchtlingen nicht so gründlich helfen können, als die geglaubt hatten. Der polnische Reiterstiefel hatte sie über die Grenze gestofen, und die Mutter Germania in ihrem Bettlergewand hat ihnen nur einen kargen Unter-

schluß gewähren können. Nach dem Vertrag von Locarno hat der polnische Minister Strzyński den Optanten, die noch in Polen geblieben waren, erlaubt, in Polen weiterhin zu verbleiben. Die „polnische Wirtschaft“, die eingerissen war, hat dann im Mai den Marschall Piłsudski, der im Weltkrieg auf Seiten Deutschlands gestanden war — wenigstens eine zeitlang — dazu veranlaßt, einen Sturz der Regierung mit militärischer Gewalt zu unternehmen. Sein Staatsstreik ist ihm geglückt — freilich haben auch hier wieder viele junge Menschen ihr Leben lassen müssen! Man hatte zuerst geglaubt, er wolle sich zum Diktator in Polen aufwerfen. Das hat er aber nicht getan. Nicht einmal die Wahl zum Staatspräsidenten, die auf ihn gefallen war, hat er angenommen, sondern einen seiner Anhänger, einen Universitätsprofessor, der sich bisher mit chemischen Untersuchungen und Forschungen beschäftigt hat, als Staatspräsidenten wählen lassen. Ob von jetzt ab zwischen Polen und Deutschland freundlichere Beziehungen eintreten werden, ist noch völlig dunkel. Wenn es Piłsudski gelingt, Ordnung in all die Wirrnisse zu bringen, soll es den Hintenden für das unglückliche Land freuen. Denn dies Volk hat durch die Jahrhunderte hindurch so viel zu leiden gehabt, daß man es ihm von Herzen gönnen würde, wenn endlich einmal eine freundlichere Zeit für es anbrechen würde. Ein redlicher Mann wünscht auch seinem Gegner nur das Gute!

In Italien herrscht der Diktator Mussolini, den man jetzt in der Welt den „Duce“, den Führer, nennt, in alter Machtfülle. Es muß doch ein ganzer Keil sein! Das muß ihm selbst der Neid lassen. Freilich, wir Deutschen haben nicht viel Freundlichkeit von ihm erfahren. Er hat unsere deutschen Landsleute in Tirol seine schwere Hand fühlen lassen, daß sie ach und weh geschrien haben. Es wurde davon erzählt, daß man sogar das Denkmal des Minnesängers Walther von der Vogelweide, das in Bozen steht, habe entfernen lassen wollen. Ob es wahr ist, weiß der Hinfende nicht. Eine andere Kunde kam zu Weihnachten: man wolle den deutschen Tirolern wehren, Tannenbäume am Weihnachtsabend aufzustellen. Das aber scheint ein falsches Gerücht gewesen zu sein. Jedenfalls aber zeigen alle diese Gerüchte, was man in Tirol alles den Italienern zutraut! Die deutschen Schulen werden rücksichtslos geschlossen. Lehrer, die deutschen Privatunterricht geben, werden drangsaliert. Man will die deutsche Sprache mit Gewalt ausrotten. Da haben die Tiroler einen Rotschrei an Deutschland losgelassen: die Deutschen, die im Jahre 25 in der Zahl von etwa 180 000 nach Italien gereist waren, sollten doch nicht mehr nach Italien fahren. Dann würden die Italiener einen solchen Ausfall an Verdienst erleben, daß sie ihre Regierung bitten würden, mildere Saiten aufzuziehen. In Deutschland erschall überall der Ruf: Deutsche meidet Italien! Da ist der Mussolini aufgefahren wie von der Tarantel gestochen. Denn die Tarantel ist ja ein italienisches Insekt, dessen Stich die Menschen halb irrsinnig machen soll. Er hat gegen die Deutschen die Faust geballt und ihnen gedroht, sie sollen sich nicht zu maulig machen, sonst könne die italienische Fahne eines Tages noch über den Brenner hinausge-

tragen werden! Eine ziemlich unverhüllte Kriegsdrohung. Freilich hat er hernach die schärfsten Neußerungen wieder zurückgemildert — aber etwas Unheimliches liegt doch in diesem Schrei des leidenschaftlichen Mannes. Daß er in seinem eigenen Volk auch allerhand Gegner hat, zeigen



In der Türkei wird jetzt alles nach der europäischen Mode gemacht.

die verschiedenen Attentate, die auf ihn verjagt worden sind. Einmal hat ihn eine — allerdings halbtolle — Engländerin mit einem Pistolen schuß in die Nase getroffen. Aber er ist ein Mann des verwegenen Mutes, der sich nicht von dem begonnenen Weg abdrängen läßt. Und sein Traum ist ein Italien, das die Stelle des alten Rom einnehmen soll in der Weltgeschichte. Daß sein Land unter ihm aufblüht, ist nicht zu leugnen. Die italienische Industrie kommt mächtig in die Höhe und hat die deutschen Waren von den heimischen Märkten schon stark zurückgedrängt. Italien mit seiner riesig sich vermehrenden Volkszahl hat sicherlich noch eine Zukunft, und die deutsche Politik wird gut tun, sich mit diesem Land auf einen guten Fuß zu stellen. Ob das gelingt, ist freilich eine andere Frage.

Das Jahr 25 war das anno santo, das heilige Jahr. Alle Viertelfahrhundert feiert Rom ein solches heiliges Jahr, das den Rompilgern allerhand Gnaden verleiht; die mittlere Tür an der Peterskirche, die sonst zugemauert ist, wird feierlich vom Papst eröffnet und nach Ablauf des Jahres wieder verschlossen. So sind denn auch aus Deutschland viele Pilgerzüge nach Rom gefahren mit über hunderttausend Andächtigen, die an den heiligen Stätten gebetet haben.

Ein aufblühendes Land ist auch die Türkei, die unter der Führung von Kemal Pascha sich einen Platz unter den Großmächten erringen will. Sie hat einen ernstlichen Streit mit England bekommen, das seine Augen auf das reiche Mossulgebiet geworfen hat. Dort fließen mächtige Oelquellen — und wo es etwas zu „verdienen“ gibt, glaubt der Engländer, von dem Herrgott das

Recht bekommen zu haben, daß er seine Finger drauflegt. So haben, wie es scheint, die Engländer die Kurden zu einem Aufstand gegen die Türken geheißt, um der Türkei das Leben sauer zu machen. Aber Kemal Eddin, der früher die Griechen besiegt hat, schlug die Kurden so gründlich, daß sie nicht mehr zu mucken wagen. Das Mossulgebiet haben die Türken aber doch verloren. Der Streit ging an den Völkerbundsrat — und keine Krähe haßt der anderen das Auge aus. So wurde beschlossen, daß Mossul an den Irak falle, und der Irak steht unter dem „Mandat“ der Engländer. Spiritus, merkst du was? Die Türken sind deshalb gar nicht nach Genf gereist, wo diese Völkerbunds-Komödie sich abspielt hat, sondern haben einen Gegenschlag getan: sie haben — ähnlich wie später Deutschland — im Dezember einen „Neutralitätsvertrag“ mit Rußland geschlossen, damit die Engländer zehen: Wir wissen uns zu helfen gegen die langen Finger des redlichen Albion! Aber John Bull hat die schönen Delfelder, daran heißt keine Maus den Faden ab. Im übrigen ist Kemal Pascha ganz und gar darauf aus, seine Türkei zu europäisieren. Er hat so ziemlich alles abgeschafft, was an die alte Türkei erinnert. Sogar den Fez, die rote Kopfbedeckung, ohne die man sich einen Türken gar nicht hat vorstellen können. So wie einst der Zar Peter von Rußland seinen Russen die langen Bärte abschneiden ließ, sind den Türken ihre schönen malerischen Feze vom Kopf gerissen worden, und dafür dürfen sie den garstigen europäischen „Gogs“ aufsetzen. Die türkischen Frauen haben ihren Schleier fallen lassen und laufen

den solle und die „Söhne des Propheten“ in Zukunft ihre Jahre „nach Christi Geburt“ zählen werden.

Wenn nun der Hinkende noch davon erzählt, daß in China die alte Kriegsführerei zwischen den verschiedenen Generalen mit den unaussprechlichen Namen weiter geht, ohne daß man weiß, was ihre Siege und Niederlagen für das Riesenvolk eigentlich bedeuten, und daß in Japan die „Mutter Erde“ immer noch sehr ungnädig ist und alle Augenblicke revoltiert und einen Haufen Häuser einwirft, so weiß der geneigte Leser, daß von der Botschaft „Friede auf Erden“ die arme Welt noch himmelweit entfernt ist. Und die Nebel behalten die Oberhand, obwohl sich die geplagte Menschheit nach Sonne sehnt, wie ein frierendes Kind im Schneetreiben nach der Heimat verlangt.

Eine kugle Tat darf der Hinkende noch berichten, die davon Zeugnis ablegt, daß die Menschen auch noch etwas anderes zu tun wissen, als sich gegenseitig den Schädel einzuschlagen oder sich gegenseitig mit tauelend Listen und Ränken an der Nase herumzuführen: Das ist das Ueberfliegen des Nordpols. Zuerst ist ein Amerikaner namens Byrd mit einem Flugzeug über den Nordpol gefahren, und dann ist es dem verwegenen Amundsen aus Norwegen gelungen, mit einem Luftschiff über den lang von der Menschheit umworbenen spröden Liebhaber hinwegzufliegen. Ob der Nordpol sich viel daraus gemacht hat? Der Hinkende glaubt, er hat mit einem spöttischen Lächeln die sonderbaren Vögel über seinem Haupt hinstreichen sehen und gedacht: „Bange machen gilt nicht! Kommt erst einmal herunter, ihr Herrschaften! Aber das werdet ihr vorerst bleiben lassen!“ Es gibt kritische Leute, die meinen, daß weder Byrd noch Amundsen bewiesen hätten, daß sie wirklich über dem Pol gewesen sind! Nun, wer ihnen nicht glaubt, der kann ja hingehen und nachsehen . . .

Wir Badener haben im Frühjahr — am 16. Februar — den hundertjährigen Geburtstag unseres Dichters Joseph Viktor v. Scheffel gefeiert, des waderen Humoristen, der mit seinem hellen Lachen sich über viel Menschenjammer hinweggetröstet hat. Der hat in seinem Lied vom Zwerg Perleo gesungen:

Am lederne Ideen rauft man manch heißen Kampf,
es ist im Grund doch alles nur Nebel, Rauch und Dampf!

Dem Hinkenden ist es, wenn er das alles, was er seinem geneigten Leser hat erzählen müssen, noch einmal durchblickt, als ob dies Wort der Nagel auf den Kopf treffe. Und darum schleißt er seine Erzählung mit dem Stoßseufzer: Wann wird die Sonne durch den Nebel brechen?

Wer Gott fürchtet, der fürchtet die Menschen nicht.
Wer aber die Menschen fürchtet, fürchtet Gott nicht.

Das Leben gleicht einem Buche: Loren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.



Der Nordpol hat über die sonderbaren Vögel über seinem Haupt ein spöttisches Gesicht gemacht

vergnüglih in den Straßen herum wie die Europäerinnen. Und wenn in der Türkei heutzutage ein Mädchenpensionat spazieren geht, werden die jungen Gymnasiasten und Studenten den jungen Mädchen ihre Ruffhände zuwerfen können wie in Karlsruhe oder in Darmstadt oder in Stuttgart. Man spricht sogar davon, daß die alte mohammedanische Zeitrechnung abgeschafft wer-